

Volks-Zeitung.

Berlin.

1891. — 39. Jahrgang.

Sonntag, 5. Juli.
 Die „Volks-Zeitung“ erscheint täglich drei Mal
 — Morgens und Abends —
 mit Ausnahme der Tage nach dem 30. September.
 Preis: 10 Pfennige.
 W. Schlegelstr. 108 und Rosenstr. 46.
 Redaktion:
 W. Schlegelstr. 108.
 Redaktion: G. Goldheim in Berlin.
 Für den Verlagsbesitzer verantwortlich:
 G. Goldheim in Berlin.
 Druck und Verlag
 der „Volks-Zeitung“, Alfred-Schmidt-Druckerei
 Berlin W., Schlegelstr. 108.

Abonnementpreis für Berlin:
 Vierteljährlich mit Posten 4 Mark — 50
 Halbjährlich „ „ „ 7 „ 50
 Einmal jährlich „ „ „ 12 „ 50
 Beim Geldabholen aus der Expedition:
 Quart. 2.25 Mk., Monats 1.10 Mk., Woch. 30 Pf.
Bei allen Postanstalten:
 in Preußen ganz Deutschland und Österreich
 3/4 Quartal 4.50 Mark.
 in Preußen 3 Mark, dritte Provinz 1.50 Mark
 Einzelne Nummer 10 Pfennig.
Insertionsgebühren:
 Bei der gewöhnlichen Zeit 4 Pfennig.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: **Illustrirtes Sonntagsblatt.**

Der heutigen Nummer 155 liegt das „Illustrirte Sonntagsblatt“ Nummer 27 bei.

Ferienfragen.

Ferien! Große Ferien! — Mit freudigem Schauer hört die Schuljugend zum letzten Male die Schulkloche läuten, und dann stürzt sie jauchzend aus den schweilen Schulzimmern am Korridor ins Freie. Es ist nicht das Wehagen am süßen Nichtstun, das die Jugend so aufjauchzen läßt. Begonnen die Ferien im November, so würde dieselbe Jugend ziemlich still und ruhig ihren Eintritt begrüßen. Das heißt, daß der Grund des Entzückens noch wo anders stecken muß.

Es ist das Gefühl für alles Naturgemäße, das in der Jugend so lebhaft pulst und das sie für so stürmischen Ausdruck ihrer Freude treibt. Die Jugend empfindet ganz richtig, daß in den heißen Sommertagen die Natur den Menschen aus den ungeschlossenen Räumen ins Freie weist, und sie empfindet die Sehnsucht doppelt, nachdem sie bereits viele Wochen zwischen Mauern eingesperrt war. In der großen Stadt weißt sich das Bedürfnis außerordentlich. In der kleinen Stadt blüht man vom Marktplatz ins Freie. Sowie man das Schul- oder Elternhaus verlassen hat, fühlt man sich loszuziehen im Freien. Wie anders in der Großstadt! Höchstens daß am Sonntage man nach heiserer Pferdebahn- oder Eisenbahnfahrt ins Grüne gelangt. Betreget der Sonntag, dann vergeht auch er, ohne daß man den Horizont von Bäumen oder wogenden Feldern, statt von Mauern begrenzt gehen hätte.

Der etwa anderthalb Jahrzehnten unternahm einmal der Statistiker Schwabe eine Untersuchung über die Naturkenntnis der Berliner Schuljugend. Und da war es erstaunlich, wie wenige eine Ahnung von der Naturgeschichte, einem Vögelnamen, eine Birke zu erkennen im Stande waren oder auch nur je gesehen hatten.

Mit den Ferien der Schuljugend brechen auch die Ferien für einen Teil der Eltern an. Auch sie haben mit Sehnsucht den Moment erwartet, wo sie der rauch- und staub- erfüllten, glühenden und stickigen Atmosphäre der Großstadt, dem warmen Leitungswasser, den dunklen Stuben, den engen Korridoren, den Sorgen und Lasten des Berufs auf einige Wochen den Rücken drehen und zwischen Wald und Wiese, in Berg und Thal dem reinen Naturgenuss leben können. Es hat die große Völkerverwanderung von der Stadt aufs Land an.

Aber es ist leider nur ein Teil, sogar ein verhältnismäßig kleiner Teil von Eltern und Kindern, denen im Sommer die Möglichkeit gewährt ist, einige Wochen in reiner, frischer Luft, von den Mühen des Tages befreit, zubringen zu können. So lange kein größerer Ausgleich der Güter zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen stattgefunden hat, wird sich dies auch nicht erheblich ändern. Aber einermäßen ließe sich, ohne daß man gewaltsame Eingriffe in unser Wirtschaftssystem machte, der Besuch einer Sommerfrische vielen Familien erleichtern. Wenn z. B. der Eisenbahnminister einen niedrigeren Zentensatz einführt oder zum mindesten im Sommer für Familien so billige Billets zum

dem Gebirge und der See ausgibt, daß der Fahrpreis bei einem Landaufenthalte kaum in Betracht käme, so würde schon für einen guten Teil von Familien eine derartige Erholung ermöglicht sein. Wie es jetzt steht, wird Jeder, der eine Familie begründet, für jedes Glied, das er der menschlichen Gesellschaft zuführt, von Staat und Gesellschaft, obwohl sie ohne den Nachwuchs jämmerlich zu Grunde gehen müßten, nicht einen Cent von den Lasten der Ernährung der Kinder ab, sondern sie fordern für jeden Diener, den sie den Kindern leisten, besteuerte Entschädigung. Der Staat glaubt schon ein Großes zu tun, wenn er bei Eisenbahnfahrten für Kinder bis zu zehn Jahren nur die Hälfte des Fahrpreises verlangt, während der halbe Fahrpreis selbst für Erwachsene viel zu teuer ist. Und warum er gerade bei zehn Jahren die Grenze zieht, ist noch weniger abzusehen. Mit zehn Jahren werden bei uns die Kinder doch noch nicht selbstständig und erwirtschaftlich? Welcher wird ihr Unterhalt in diesem Alter erst recht teuer. Und gerade in diesem Moment hebt der Staat die Vermögenssteuer auf.

So werden Tausende von Familien, die dem Staate seine zukünftigen Bürger und Verteidiger stellen, von ihm im Sommer zum Dahinbleiben verurteilt. Man stelle sich nicht den wohlfeilen Einwand entgegen, diese Familien könnten ja in die Umgegend, in die Vororte der Großstadt gehen. In diesen Vororten ist es gewöhnlich gar nichts billiger, aber um vieles unangenehmer, als in der Großstadt selbst. Auch sonst bleibt die Erziehung, die sie bieten, auf einem sehr bescheidenen Niveau stehen.

Nun aber die Glücklichsten, die weniger mit Kindern als mit hingenden Gütern gesegnet sind? Finden sie die Erziehung und Erziehung, nach der sie sich sehnen und gelehrt haben? Nur sehr bedingt. Sie haben die Sünde verlassen. Fröhlich ziehen sie in die Sommerfrische ein. Aber wo legen sie ihre milden Beine hin? Es ist voll, alles voll bis zu den Giebelstufen. Wenn sie zu Vieren in einem engen Stübchen zu hohen Preisen Platz nehmen wollen, dann steht es zu ihrer Verfügung. Sie machen davon Gebrauch. Aber bald beginnt der Kampf ums Essen und Trinken, ja um den Platz zum Essen und Trinken. Die Restaurants, die Speisefälle, alles ist überfüllt, nach langem Harren schlechtes Essen bei sehr hoher Bedienung. Mancher macht dann ein lautes Geschrei und denkt: Wozu diese Plage? Das hätte ich ja zu Hause alles viel bequemer und billiger gehabt!

Die Meisten, die unter diesen Uebeln leiden, glauben, es sei diese eine unabwehrbare Kalamität. Dem ist durchaus nicht so. Es entpringt hauptsächlich aus unserem verkehrten Drange nach den Uniformen. Wären die Ferien der einzelnen Reichthümer und Provinzen zweckmäßiger über die heißen Monate verteilt, so würden sich die geschädigten Uebelstände erheblich mindern. Jetzt haben sämtliche städtische Provinzen des preussischen Staates mit einer Bevölkerung von über 20 Millionen Seelen zu gleicher Zeit Ferien — von Anfang Juli bis Anfang bezw. Mitte August. In Folge dessen stürzt sich mit einem Male eine ungeheure Menge mit der Sommerfrische des städtischen und mittleren Deutschlands, um Mitte August eine ebenso tiefe Ebbe folgen zu lassen. Niemandem ist damit gedient, weder den

Gästen noch den Wirten, weder den Eisenbahnen, noch den Lokführern, noch all den zahlreichen Erwerbsklassen, die mit dem Sommerverkehr in Verbindung stehen.

Wie anders wäre es, wenn die Ferien stufenweise von Anfang Juli bis in die zweite Hälfte des August hinein sich aneinanderreihen würden; wenn die Ferien der Provinzen Ost- und Westpreußen längst beendet wären zu der Zeit, wo die der Mark Brandenburg ihren Anfang nähmen u. s. w. So ähnlich lagen auch früher die Dinge. Die einzelnen Provinzen und Städte hatten ihre besondern Ferien, ja auch die einzelnen Schulanstalten wichen nach ihrer Stufe, nach ihrer Bestimmung, nach ihrem sonstigen Charakter in den Ferien voneinander ab. So hatten z. B. sämtliche katholische und viele simulantische höhere Schulen der städtischen Provinzen erst in der zweiten Hälfte des August ihre Ferien.

„A“ hat natürlich unsere Gleichheitsmänner, unsere Bureaukraten, fürchterlich geirrt und sie haben glücklich im Osten alles unter eine Schablone gebracht. Und nicht damit genug. Jetzt kommen die Gleichheitsfanatiker und verlangen eine gleiche Ferienordnung für die ganze Monarchie. Das wird natürlich die „nationalen“ Männer nicht ruhen lassen, und sie werden die Gleichheit für ganz Deutschland fordern. Nur kein Partikularismus! — In der letzten Session des Abgeordnetenhauses sind diese Dinge schon zur Sprache gekommen. Regierung und Reichstag scheinen vorläufig die Gefahren einer weitergehenden Uniformierung der Ferien nicht zu erkennen. Aber wer will sagen, wie lange dieses Widerstreben bei unserm Beamtentum, in dessen Händen schließlich die Entscheidung liegt, andauert? — Darum heißt es, bei Zeiten den Widerstand der öffentlichen Meinung gegen dergleichen Projekte wahrhaben und eine Bewegung nach der entgegengelegten Seite hin einleiten. Einheitslichkeit der Ferien ist nur für ein und dieselbe Stadt nein. Um diese Einheitslichkeit zu wahren, überlasse man den städtischen Behörden das Recht, die Zeit der Ferien festzusetzen. Dann wird auch zugleich für jede Gemeinde die zweckmäßigste Zeit gewählt werden und in der Gesamtheit der Monarchie eine so große Mannigfaltigkeit entstehen, wie sie den Verkehrs- und Erholungsbedürfnissen am besten entspricht.

Berlin, den 4. Juli 1891.

Bismarckstosse werden nachgerade zum Kinderstipp zu werden. Selbstverständlich ist die Erwähnung folgende schauerliche War: War da in München Verlegenheitsministertag. Natürlich kam aus alter Gewohnheit irgend ein Bismarckist auf die Idee, beim Festmahle Bismarck zu loben. Da das nötig war, ist fraglich, aber daß es der Präsident insbriete, „weil hohe Beamte aus Berlin auswendig seien“, ist höchst wunderbar. Wie verkehrt absolut nicht, was es Herrn Bismarck ergehend hätte, wenn er bei der Abwechslung wieder einmal hätte Bismarck loben lassen. Er hat doch wie alle hohen Beamten aus Berlin oft genug dies mitgemacht. Der, welcher nicht aufhören wollte, konnte doch sagen: Klein. Gerade die Straftatfrage giebt's ja nicht mehr.

Herr von Bismarck und die Sozialdemokratie. In einer Rede, welche der sozialdemokratische Abg. von Bismarck vor einiger Zeit in München hielt, befanden sich einige Stellen, in denen über den Dreißigjährigen Krieg die Haltung der Sozialdemokratie im Falle eines Angriffskrieges Gedanken ausgesprochen waren, die von den landläufig-sozialdemokratischen mehr der Färbung als dem Inhalte nach abwichen. Wir

dabei drei Zentnergewichte auf der Waage. — Sie — das ist schmerz!

Wir wollen keine Wiederkehr — auch ohne Vologrin-Arie scheinen wir die drei Zentner schon schwer genug.

Da tritt ein langer, unglücklich magerer Mann an den Tisch — jede seiner schlangenhaft Bewegungen verriet deutlich den Rauschschmecker.

„Ich war während der letzten Monate Großschmucker in Kopenhagen“, erzählte er dem Gießer-Tenor, „aber die Sache will nicht mehr so recht gehn. Für den Winter habe ich mir eine brillante Perle erstanden. Ein herrliches Brillant, das auf der Mandoline den Chopin'schen Tränenmarsch spielt — Kollossal!“

Er geht weiter und begrüßt ein Nebenstück eines Künstlersfamilie, die leben in geruchvoller Weise Platz genommen hat. Der Vater ist Jongleur, die Mutter Seiltänzerin, die Tochter Claqueur, und die beiden männlichen Erbsprohlinge sind überaus hoffnungsvolle Barock-Akrobaten — unter vier verschiedenen Namen fällt diese Familie beinahe das ganze Programm eines kleinen Zingel-Festivals.

Werken wir noch einen Blick auf die zahlreichen Repräsentantinnen ehler Weiblichkeit, die aus aller Herren Ländern hier oben zusammenströmen.

Reben der Füllen, hochlodenden, formenschönen Engländerin sieht mit aufgeschrienem Kleid — damit das jetzliche Föhren in der roten Seidenstrumpf nur recht bewundert werden kann — die kleine pikante Französin, neben der gemüthlichen Wiener Niederländerin die feurig blühende Spanierin, die eben Abend mit gesticktem Dolch mitvoll in den Käfig ihrer alterschwachen Löwin tritt.

Aber was sind sie alle gegen die Cine, die dort drüben eben den Strohhalm zu ihren schwellenden Hüften fängt, um mit wohligen Behagen ein Glas köhlenden Gieskaffee's langsam auszuschnüffeln? Dieser nelle, runde Araber, diese isländische Tante, dieses sanfte, zarte Geschöpf — ein vollkommenes Engel!

Wir winken den Oberflücker heran, um uns seine nach dieser Dame zu erkundigen.

„Das ist eine — Riesendame!“ antwortet er mit einer Miene tiefen, furchtlosen Respekts, — „die hat einmal ihren Direktor so lange mit ihrem Arm aus dem Fenster ihrer im dritten Stock gelegenen Wohnung gehalten, bis er ihr die Waage verdoppelt hat.“

Schönherm bezaubeln wir unsere Fische. Wir glauben an keine artistischen Engel mehr!

Nachdruck verboten.

Auf der „Artisten-Wörze“.

Von Julius Freund.

Es giebt ein Völkchen, noch unfähiger, noch heimatlöser, als das der Schauspieler, ein Völkchen, das auf der Jagd nach dem täglichen Brod tallos von Ort zu Ort wandern muß, ohne je zu einem fixen Erkennzeichen der Wörze Ruhe findet, so unsicher ist zu kommen dessen Angehörige überall bekannt, aber doch schließlich überall fremd sind und mit nerviger, nervenerrittender Holt von Land zu Land jagen, gerade als hätten sie — kombinirbare Kundenscheitels durch die ganze Welt gelöst, gültig von der Wörze bis zum Grabe.

Wie die bunten Steine eines Kaleidops werden die Leute dieser bunten Welt vom Schicksal durcheinandergerührt, in immer neuen Zusammenstellungen treffen sie aneinander, bald hier — bald da, und so kommt es, daß sie sich alle ganz genau kennen, daß jeder mit den Schicksalen seiner Genossen auf das intimste vertraut ist.

Zum Uebelsüchtigen tragen die meisten von ihnen noch ein kleines, ordentliches Abgeheng, welches in jetzigen Letzern die Aufschrift A. A. V. trägt, im Knopfloch.

Diese drei Buchstaben bedeuten die Worte: „Allgemeiner Artisten-Verband“ und die Menschen, von denen ich spreche, sind jene lockeren, fahrenden Gesellen, die nicht von der Kunst, sondern von allerlei Künsten leben: Clowns, Akrobaten, Imitatoren, Couplettsänger, Tierbändiger, Grotesk-Komiker — alle diejenigen, die durch Ausdauer und eisernen Fleiß eine zum Zeit recht triviale, kunstverwerfliche Begabung nach irgend einer Richtung hin zu höchster Vollkommenheit auszubilden haben und durch die Ausübung der erstandenen Spezialfertigkeiten ihren Lebens, teils fargen Unterhalt gewinnen. Eine frugale Existenz!

Man kann in doppelter Sinne von der schwandenen Stellung eines Trapezkünstlers und von der unsicheren Position eines Hüllknall-Virtuosen sprechen.

Ein Artst kommt wohl auch der Mode, der Durch unseres allzu raffinierten Publikum's nach neuen aufregenden Darstellungen — von Dohly zu Dohly und wer es nicht versteht, sich stets neue, noch nicht dagewesene „Original-Nummern zu rechtmachen“ — so lautet der Kunst-Ausdruck — ist für die Spezialitäten-Wörze ein verlorenener Mann.

Besonders die Akrobaten beklagen sich bitter. Nichts ist

mehr gefährlich, nichts packend genug — sie müssen den Hals riskiren, wenn sie die Wangen füllen wollen.

In der Sommer-Season, wenn die meisten Tempel der zehnten Muse ihre Pforten geschlossen haben, sind die oberen Räume des „Café Bauer“, der bekanntesten Berliner Artisten-Wörze, mitunter überfüllt von einer seltsamen, buttermüthigen Menge interessanter Kunst-Genossen.

Da sitzen sie in ihren schwebenden, großrothierten Anzügen, dem glänzenden Zylinder auf dem Kopfe, glühende Ringe an den Fingern, erzählen sie von ihren Reisen, von den Selbsten der vergangenen Saison, von ihren Erfolgen und Misserfolgen, da besprechen sie mit den Agenten ihre Kontrakte, konferiren mit ihren Direktoren und gehen sich auch nicht, hier und da eine kleine improvisirte Probe ihrer Kunstfertigkeit zum Besten zu geben.

Wie, zum Teufel, kommt denn ein Hahn ins Café Bauer? Der kleine Zerkirchmentimitator drüben am Gestrich macht das harmloseste, unschuldigste Gesicht vor der Welt und bestiehlt die „Artisten-Zeitung“ — Neben uns sitzt ein aufkallend starker, lödiger Herr. Ein grauer Kaisermantel ist nachlässig um seine breiten Schultern geworfen, die schlappe Krämpfe eines gewaltigen Kalaberers befeuchtet sein Gesicht und durch sein ganzes Wesen geht ein Zug wilder Genialität.

Wir geraten in ein Gespräch und da er im Laufe des letzten einmal nonduland die Worte: „Wir Künstler“ gebraucht, sind wir so frei, ihn zu fragen, welcher Künstler er sich eigentlich bezieht.

„Ich bin Tenor.“

„Ach — also endlich ein wahrer Künstler.“

„Ja — mein Herr, und was für Einer! Ich bin Gießer-Tenor!“

Wir glauben nicht recht verstanden zu haben.

„Bitte — was für ein Tenor?“

„Gießer-Tenor! Ich singe eine Vologrin-Arie und trage